

## Mariusz Grzebalski

### Graffiti

Aus dem Polnischen von Doreen Daume

---

#### ANFANG

Von der Siedlung her rückte Dunkelheit vor,  
drängte das Licht der Lampen zurück.

Hinter den Bunkern erhob sie sich aus dem hohen Gras,  
richtete sich das zerdrückte Kleid.

Ihre grünen Knie – warum fand er sie so zum Lachen?  
Und woher kam die Schwermut, die uns minderjährige Voyeure befiel,

sich bald danach zum Gehen wandten?  
Bei der Rückkehr hob der Wind fremde Flüche über die Bäume,

man hörte betrunkenes Gelächter aus im Dunkeln unsichtbaren Gräben,  
und eine Scheibe des ausgeraubten Kiosks ging zu Bruch.

---

Er wirft die Dinge durcheinander, stellt sie verändert wieder zusammen, er reißt die Masken weg, fokussiert das Triviale ebenso wie die letzten Dinge. Grzebalskis Gedichte atmen schwer und sind gleichzeitig heiter. Sie prügeln sich im Dreck, atmen den Gestank eines Schlachthofs, wühlen sich in die Grausamkeit des Sterbens. Sie wuchern in einer undeutlich gewordenen Welt, voll großer Kraft. (Aus dem Nachwort von Alfred Kolleritsch)

---

Mariusz Grzebalski, geb. 1969 in Lodz. Studium der Philosophie und Polonistik an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznan/Posen, Briefträger, Museumswärter, Gerichtsprotokollant, Leiter einer Elektrotechnik-Großhandelsfirma, Mitarbeiter in verschiedenen Verlagen, Werbeagenturen und Literaturzeitschriften (u.a. langjähriger Chefredakteur von *Nowy Nurt*). Lebt als freischaffender Dichter und Prosaschriftsteller in Koziogłowy kolo Poznan.

---

In polnischer Sprache erschien:

*Negatyw* (Negativ, 1994; Literaturpreis für das beste Debüt des Jahres)

*Ulica Gnostycka* (Gnostische Straße, 1997; Polnischer Verleger-Preis)

*Drugie Dotkniecie* (Zweite Berührung, 2001)

Der zweisprachige Auswahlband *Graffiti* ist die erste Veröffentlichung von Gedichten von Mariusz Grzebalski im deutschen Sprachraum.

Der Autor wurde u.a. mit dem Hubert-Burda-Stipendium 2001 ausgezeichnet. Gedichte von Mariusz Grzebalski wurden ferner ins Englische, Tschechische und Slowenische übersetzt.

Mariusz Grzebalski, *Graffiti*. Gedichte  
 Deutsche Erstausgabe  
 Polnisch/Deutsch, übersetzt von Doreen Daume  
 Mit einem Nachwort von Alfred Kolleritsch  
 112 Seiten, gebunden, Fadenheftung, Lesebändchen  
 Limitierte, nummerierte und signierte Auflage von 500 Exemplaren  
 ISBN 3-902113-08-1 € 19,20 / sfr 32,80

---

## Pressespiegel

### **Das ganze Etwas im ganzen Nichts**

Graue Welt voll Gerümpel. Reste, Erinnerung. Süßlich die bleierne Luft im Sommer, zähe Watte, die sich um Körper und Empfindung legt. Dann wieder ewiger Winter, Rost, Dämmerung. Und mitten darin dieses Gedicht aus vier Zeilen, zart und ein ganz klein wenig belustigt: „In der gelben Jacke erinnert sie an eine Chinesin. / Wenn sie lächelt, erinnert sie auch an eine Chinesin. / Und wenn man sie ein wenig zu lange ansieht, / senkt sie die Lider, als würde sie sich mit einem Blatt bedecken.“

Aber das ist die Magie dieses Buches und vieler einzelner Texte darin, ja, eine Art von nüchterner Magie. Denn hier wird weder bemühtlich gemystelt, wie in den Römerdramen von Oberstudienrath H. Müller und seinen Vorzugsschülern, noch symbolisch gebimmelt oder morbide geraunt. Existenzialistische Töne, das schon, doch ganz ohne Feier der Fäulnis, ohne Verwesungspathos und Frostekstasen. Leise, subkutan stört etwas die edle Monotonie und stille Abgestorbenheit der Bilder – eine flüchtige Wahrnehmung, ein flackerndes Licht, gleich zu Beginn eines Gedichts („Die verblüffende Eintönigkeit der Farben, / wenn die Straßenbahnen ihre Hinterteile / auf die Brückenmitte ziehen ... „) oder ganz am Ende, in, der letzten Zeile: „... auch der Springbrunnen hinter dem Tor / ist ohne Leben, dafür voller Abfall und modriger Blätter. // Ich schaue auf den vertrocknenden Maulbeerbaum unter dem Fenster. / Ein Feuer lodert in meine Richtung.“

Mariusz Grzebalski heißt der Dichter, geboren 1969 in Lodz. In Posen studierte er Literatur und Philosophie. Drei Gedichtbände hat er bereits veröffentlicht, zwei davon seien, wie uns der Klappentext verrät, auch schon preisgekrönt. Ein neuer, kleiner Wiener Verlag hat jetzt die erste Übersetzung gewagt, vierzig Texte, Polnisch und Deutsch, unter dem leider bodenlos öden Titel „Graffiti.“ Aber dieser Missgriff ist auch das Einzige, was sich an der Gestaltung dieses Buches bemerken lässt. Hier sind, im Verborgenen, ganz offensichtlich Könner am Werk, so fein perfekt ist das alles ausbalanciert, vom Schriftgrad bis zum Einband, puristisch, aber lässig und sanft, ohne jede Affektation. Und blickt man auf das Verlagsprogramm (zum Herbst erscheint nun schon das zweite), mit Büchern von Ilse Aichinger, Judith Herzberg und Marusa Krese, dem Böhmen Petr Borkovec oder dem jungen Slowenen Ales Steger, so könnte die Edition Korrespondenzen bald eines der wichtigsten neuen Häuser für internationale Lyrik sein.

Mariusz Grzebalski ist auf jeden Fall eine bedeutende Entdeckung. Ein zögernder Melancholiker; trostlos, aber pfeifend schlendert er durchs Laub, ein Meister des Abschieds. Viele seiner Gedichte sind Abschiedsrede, spröde Trauergedichte, und manche davon erinnern ein bisschen an die Verse der

Erinnerung, die der deutsch-britische Autor Michael Hofmann nach dem Tod seines Vaters geschrieben hat.

Doch Grzebalskis eigentliche Kunst ist es, in allem Ende und allem Verfall den stummen Widerspruch zu erspüren – des Lebens selbst möglicherweise. „Das also ist nun unser ganzes Etwas / in unserem ganzen Nichts“, dämmt es den Liebenden am Morgen, beim Abschied, und man schaut gleich auf die Seite gegenüber, wie das auf Polnisch heißen mag: „I oto cale nasze cos / w calym naszym nic.“

„Das ganze Etwas im ganzen Nichts“: Manchmal spürt man es noch, bevor es entgleitet. Manchmal hört man es noch, entdeckt es in einem komischen Zug, einer ratlosen Geste, absurden Farbe, erlebt es in einem Trotz, einem kurzen Moment des Zorns (auf „verhasste Behörden“ vielleicht), mit Verwunderung: „Ein Hund blickt uns an und sieht vor lauter Alter nichts. / Schön sind die Brauntöne, schön sind die Augen ohne Augenlicht. / Schön leuchtet das Hundefell auf, wie das Licht der Laternen. / Angenehm verletzen diese schmutzigen Bilder unsere Augen.“

Etwas, das stört, angenehm verletzt. Erinnerungslumpen, Rostbilder – aber darin Momente oder Dinge, „die, wie alles hier, / sich allem widersetzend, / versuchen, diesen Winter irgendwie zu überstehen“.

Nicht mit einem großen Knall werde die Welt enden, hat ein Dichter im vergangenen Jahrhundert geschrieben, sondern mit einem Wimmern. In Mariusz Grzebalskis Texten hören wir dieses Wimmern. Manchmal klingt es komisch. Manchmal zärtlich. Und dann hoffen wir schon, dass es etwas ganz anderes ist.

*Benedikt Erenz, Die Zeit, September 2001*

## **Wir stinken nach Fleisch - Schön und Giftig**

Die Gedichte des jungen polnischen Lyrikers Mariusz Grzebalski

Aus ihrem alten Traum von der „poésie pure“, der „reinen Poesie“, ist die moderne Dichtung unsanft erwacht. Zwar gibt es noch immer trotzig Versuche, sich in wohlklingender Erhabenheit über alles krud Alltägliche zu erheben und das Erkenntnisglück in der absoluten Sprachautonomie zu finden. Poetisch fruchtbarer sind aber die Suchbewegungen einer Wahrnehmungspoésie, die dem Eskapismus der „poésie pure“ ihre schroffen Dissonanzen und ihren Wirklichkeitshunger entgegen hält. Man sollte sich in diesem Zusammenhang wieder an Pablo Nerudas fast vergessene Formel von der „poésie impure“ erinnern. Diese „un-reine Poesie“ kennt keine Scheu vor dem Gewöhnlichen, im Gegenteil. Sie bedient sich eines unpathetischen Realismus und bezieht ihren Stoff vorzugsweise aus dem Grau des Alltagslebens und den Schattenseiten der menschlichen Existenz. Die „poésie impure“ kennt die Schönheit nur noch als vergiftete Schönheit, in der Harmonie und Maß aus den Fugen geraten sind.

Die Texte des jungen polnischen Dichters Mariusz Grzebalski sind in einem buchstäblichen Sinn solcher „poésie impure“ zuzurechnen. Denn ein Schlüsselwort dieser Poesie ist die Vokabel „Schmutz“. Es ist der Schmutz, der sich in den grauen Vorstädten des post-sozialistischen Polen angelagert hat und dort eine bestimmte Atmosphäre des Verfalls erzeugt. Die Gedichte selbst sind, um eine Fügung aus der Miniatur *Der heutige Tag* aufzugreifen, „schön und giftig“.

Diese schöne und giftige Poesie schickt den Leser durch die Kulissen einer zerfallenden Industriewelt. Grzebalskis lyrisches Personal bewegt sich durch trostlose Vorstädte, menschenleere Straßen und verwüstete Behausungen, vorbei an Schlachthäusern und Gaswerken - es ist eine graue Industrie-Welt voller Schmutz, in der alles menschliche Leben erloschen scheint. Die Lektüre dieser Gedichte gleicht einem unheimlichen Spaziergang durch die maroden Hinterlassenschaften des real existierenden

Sozialismus, jener Gesellschaftsform, die der 1969 in Lodz geborene Autor nur noch in ihrem Verwesungs-Stadium erlebt hat. Die Stadtbilder Grzebalskis zeigen einen Scherbenhaufen des Urbanen, in dem desillusionierte Jugendliche und „minderjährige Voyeure“ auf Beutezug gehen. „Schon seit langem“, heißt es im Gedicht „Schlachthof“, „haben wir fast nichts Menschliches mehr an uns. / Wir haben keine Hemmungen, wir stinken nach Fleisch. / Weder morgen noch sonstwann erwartet uns etwas Interessantes“.

Hier ist offenbar eine verlorene Generation unterwegs, die sich aller Utopien und Ideale entledigt hat. Was ihr bleibt, sind jähe Ausbrüche von Gewalt und krampfhaftes Liebesversuche, die in der allgemeinen Orientierungslosigkeit Halt bieten sollen. Grzebalskis schwarzer Existenzialismus fasziniert, weil der Autor auf alles pathetisches Gedröhne verzichtet und stattdessen in lakonischer Prägnanz und spröder Genauigkeit seine Beobachtungen und Befunde sammelt. Seine poetischen Schauplätze sind neben den Schlachthäusern verrostete Dächer, ausgeraubte Kioske, verwitterte Parkbänke voller Betrunkener oder, wie es im Gedicht „Maulwürfe“ heißt, „Wohnblocks mit schmutzigem Zahnfleisch“ - ein städtischer Kosmos des Hoffnungslosen, in dem das Leben stillsteht und nur Gewalt und Todesahnungen gedeihen. Durch diese Zonen der universellen Entfremdung tastet sich das lyrische Ich mühsam vorwärts, aber es entdeckt überall nur Zeichen des Abschieds:

„Unter den Füßen starb der Boden. / Eine künstliche Haut aus Staub/ legte sich an die Tür. // Unten im Schrank, der mit verlorener Zeit vollgeräumt war, / wandten sich Blätter um. // Unruhig lauerten die Tiere / der Wände auf ein Signal.“

So lauert an jeder Straßenecke ein Todeszeichen, wie überhaupt der Tod zur düsteren Dominante dieser Gedichte geworden ist.

Mariusz Grzebalski gehört zu jener Reihe von herausragenden osteuropäischen Poeten, die von dem kleinen Wiener Poesie-Verlag „Edition Korrespondenzen“ für den deutschen Sprachraum entdeckt worden sind. Seine vierzig Gedichte, die nun als zweisprachige Auswahl aus seinen bisherigen Bänden in der Übersetzung von Doreen Daume vorliegen, weisen ihn als einen Großstadtpoeten von weltliterarischem Rang aus, als einen Melancholiker, der erfolgreich angetreten ist, uns alle Illusionen über das neue Mitteleuropa zu rauben.

*Michael Braun, Basler Zeitung, Februar 2002*

## **Melancholische Additionen**

Ein Großereignis: Der polnische Autor Mariusz Grzebalski erscheint erstmals auf Deutsch

Auf legitime Weise katapultiert uns das Lesen von Gedichten nicht nur auf Blickebenen, von denen wir nichts wussten, sondern es macht uns auch schwindelig für die Vorstellung von denjenigen, die sie geschrieben haben. Vorausgesetzt, dass die Gespräche, die ihre Gedichte mit uns führen, unmittelbar in die Vertikale schießen - Das Foto von Mariusz Grzebalski ist Gegenbewegung dazu. Der Blick, ein horizontales Messer. Sanftmütig, aber scharf. Geschärft für Schnitte in untröstlich weltliche Epiphanien.

Kindheit, Schule, Jugend im sozialistischen Polen. Mariusz Grzebalski ist 1969 in Lodz geboren. Später das Studium: Philosophie und Polonistik in Poznan. Das sind dann schon die Öffnungsjahre zum Westen hin. Zusammenbruch aller volkseigentümlichen wie maroden Wirtschaftsstrukturen und daneben das Wuchern neuer Ökonomien. Man liest das in seinen Gedichten so nicht. Dazu sind sie auch nicht da. Aber beim Nachlesen schnappen die Verse nach solch beißender Luft: „Meine ganze Zukunft sollte / die ans Fenster gedrückte Nase sein (mir fallen / in der Luft flirrende Splitter ein, / als hätte jemand über der Stadt eine Decke / voller Reste ausgeschüttelt - ich weiß nicht, warum / gerade das).“ Schon dieser Auszug aus dem „Archeologia 1994“ betitelten Gedicht lässt das Elementare an Grzebalskis Dichtung hervortreten. Dass alles hervorsteht, was stumpf ist! Dass uns das Unreine, in der Sprache wie vor dem Auge, zu Klarheiten führt. „Das Leben hatte keinen Grund gebraucht, / keine

Rechtfertigung gesucht“, resümiert das Gedicht schon im Beginnen. Dieser Utopie-entlassene Archäologe gräbt nicht. Weil die Dinge, die Verhältnisse offen liegen: „Wir sind zusammen reif geworden: // Der Stein, die Blume, der im Gras stecken gebliebene Waggon / mit dem rostenden Dach, die trockene / Leinwand eines berstenden Baumes - nirgendwohin / wollte man zurückkehren.“

Einen Dichter stellen wir uns immer ganz anders vor. Sehen wir ihn, empfinden wir es möglicherweise als überraschend, dass seine physische Präsenz noch nicht überwältigt, überprägt ist von der Idealhaftigkeit seiner Verse. - Ich nehme mir das Foto von Grzebalski vor: der schwarze windschiefe Rachen einer Schuppentür, ein rostiges Schloss, der faustgroße Schlüssel darin. Davor der Urheber: Tranchier-Blick, die Brille eher Visier, mehr Fadenkreuz als Brille. Und darüber die vergnügliche Ewigkeit von Jeans. Das ist vielleicht schon ein Sujet. Oder genauso gut: nichtsnutze Mystik der Neugier.

Ich rufe bei dem Lyriker Lutz Seiler (geb. 1963) an. Von ihm erschien zuletzt der Gedichtband *pech & blende* (Suhrkamp 2000). Seiler lebt in Wilhelmshorst bei Berlin, im Peter-Huchel-Haus, mitten im märkischen Treibsand. Die beiden, Grzebalski und Seiler, hatten gemeinsam eine Lesung - im weit gefassten Veranstaltungsrahmen von „Leipzig liest“ während der Buchmesse diesen Frühjahres. Jedenfalls las ich das irgendwo. Lutz Seilers Gedichten ist etwas eigen, was nur Hingabe zur Beobachtung, was nur eine Art Wahrnehmungstraining hervorrufen kann. Man habe nicht viel miteinander gesprochen, sagt mir Seiler. Ein auf Englisch angeregtes Gespräch verebbte. Beide gehören einer Generation an, die auf eine Schulbildung zurückgreift, die das Englische als Weltsprache wohl akzeptierte, jedoch auf Russisch pochte. Aber einen Polen auf Russisch anzusprechen, würde einen Gesprächsverlauf nie beflügeln. Ich frage Seiler, was bei ihm hängen geblieben ist, wenn er an die Begegnung mit Grzebalskis Gedichten denkt: Heute, sagt er, gäbe es viele gut gemachte Gedichte, die uns epochale Koordinaten, gewaltige Bildstrecken, eine Menge Material präsentieren, aber dabei wenig vergegenwärtigen. Bei Grzebalski habe er das angenehme Gefühl, dass sich die Sache umgekehrt verhält. Wenn der Begriff von der Aura nicht schon so verschlissen sei, meint Seiler, müsse man ihn verwenden für die Räume, die Grzebalskis Gedichte erschließen: „Weniger Ambition, mehr Aura!“

Seiler blättert offensichtlich in dem Buch und macht mich auf Grzebalskis Gedicht „Anfang“ aufmerksam: „Von der Siedlung her rückte Dunkelheit vor, / drängte das Licht der Lampen zurück. // . . .“ Ich lese das später noch und noch einmal nach. Ein Text von fünf zweizeiligen Strophen. Alles knapp und sachlich gemacht, alles unter dem Eindruck einer dunkel dämmerigen Bugwelle, die die Eingangsstrophe vor sich herschiebt. Die zweite Strophe setzt das Gedicht so fort: „Hinter den Bunkern erhob sie sich aus dem hohen Gras, / richtete sich das zerdrückte Kleid. // Ihre grünen Knie - warum fand er sie so zum Lachen? / Und woher kam die Schwermut, die uns minderjährige Voyeure befahl, // als sie sich bald danach zum Gehen wandten? / Bei unserer Rückkehr hob der Wind fremde Flüche über die Bäume, // man hörte betrunkenes Gelächter aus im Dunkeln unsichtbaren Gräben / und eine Scheibe des ausgeraubten Kiosks ging zu Bruch.“ - Was ist das? Ein offen gelassenes Militärgelände am Siedlungsrand vielleicht? Ein Fick im Gras - aus der grasumzingelten Sicht „Minderjähriger“. Das unnütze Klirren einer unnützen Scheibe eines ohnehin geschliffenen Kiosks. Kein Arrangement, das Weltbühne zu sein vorgibt. Und doch: die unheilvollen, eine irgend beschädigte Atmosphäre herbeiführenden Eingangs- und Schlussverse umklammern die von den Voyeuren unbegriffene Situation beinahe schmerzhaft liebevoll. Der evozierte Raum, um Seilers Gedanken fortzuführen, ist nicht so sehr das dämmerige Gelände. Der Raum, die Aura, das ist die Ahnung, die hier zum Ausdruck kommt, die Ahnung von einer offenbar ganz gewiss zunehmenden Abwesenheit von Licht - dem Licht hinter den Fragen, von denen dieses Gedicht gleich zwei stellt.

Mariusz Grzebalski war: Briefträger, Museumswärter, Gerichtsprotokollant. Das sind Jobs eines Chronisten: Bote, Hüter, Schriftführer. Schwer vorzustellen, dass der Verfasser solcher Gedichte seine Aufträge nicht loyal und dennoch nicht stets mit dem nötigen Gleichmut ausgeführt hätte. Die ärgste Sendung mit dem gleichen messenden Schritt an die Tür getragen wie die elektronische Glückwunschpostkarte. Den Kunstgrapscher ebenso im Anschlag seines Blicks wie die Venus im Pelz.

Das Stottern der Aussage ebenso vernichtend für die Nachwelt stenografiert wie die Larmoyanz des Klägers. - Man muss gar nicht die Resignation aus dem Gedicht „Schlachthof“ ausbreiten („Wir haben keine Hemmungen, wir stinken nach Fleisch. / Weder morgen noch sonst wann erwartet uns etwas Interessantes.“), um sehr bald festzustellen, dass alles, was die Blicke dieser Gedichte erfassen, und sei es noch so schön, irgendwann zu faulen, zu schmoren anfangen wird. Diese abartig genaue Blickkunst kommt einem vor wie die Lupe unter der sengenden Sonne in der ruhigen Hand des Kindes, wie es die Ameise stellt.

- Miniaturhafte Rauchsäulen. Liebesgedichte sind ein guter Indikator für den Aggregatzustand von Dichtung. In der Regel verkraftet das Liebesgedicht keine größeren Klassiker-Einkäufe, keine Zutaten an Wissen oder Wissenschaft, kein Plastik und keine Bombastik. Nur die Glut des entzündeten Gefühls, wie sie schließlich in die kühlere Luft hinaufsteigt. Es geht immer um Aufwärmen, Durchbrennen, Abkühlen. Das Unreine qualmt. Grzebalskis Liebesgedichte sind gnadenlos schön. Sie sind sprunghaft wie Puls, prosaisch wie Erkenntnis und bereits ab der ersten Zeile ganz und gar süßer, hinuntergesungener Epilog. „Prognose“ heißt eines davon, und man möge die narrative Intelligenz und die Ökonomie dieser drei Strophen jeder Liebeserzählung die mehr als hundert Seiten verbraucht aufs Vorsatzblatt drucken: „Der Herbst ist zurück in den Sommer geschlüpft - / er macht sich nichts aus den heiligen / Verboten, die unumkehrbare Ordnung / der Dinge vernachlässigt er aus Pflicht. // Doch schau - uns, nicht die anderen, / hat ein böser Schatten in dieser / Festtagszeit lieb gewonnen. Bald werden uns / all unsere Unterlassungen einholen, die schlechten // Taten der anderen werden sich in unseren / Taten spiegeln, simple Fakten werden / mehr über uns aussagen, als wir bereit wären / vor uns selbst zu enthüllen.“

Zwei Wochenzeitungen, namentlich zwei Rezensenten, Benedikt Erenz und Michael Braun, haben dieses Buch, diesen Autor überaus würdigend zur Kenntnis genommen. Und der Autor und Zeitschrift Herausgeber Alfred Kolleritsch hat lange davor in den *manuskripten* einige erste Gedichte Grzebalskis gedruckt. Aber ansonsten ist uns dieser Dichter noch kaum vorgestellt worden. Dabei sollten wir ihn kennen lernen. Seine Verse würde man ohnehin bald auswendig wissen: „Das Gesicht - eine Landkarte früherer Begebenheiten.“ - Solch ein Rhyme erscheint uns allerdings sofort als zu glatt und gefällig: Ja, so kann man das sagen. Aber: Na und?

Die Addition, das einfachste mathematische Instrumentarium, die murmeltbunte Rechenschiebetafel des Beobachtens, das ist die Stärke, die Vitalität von Grzebalskis Poesie. Das Gedicht, aus dem dieser Vers stammt, ist mit „Stunden“ betitelt und es porträtiert den Porträtierenden in dem kratzend schürfenden Auf- und Abtragen von Kontur mit. Eine Frau, ein Leben wird festgehalten, auf die Leinwand geschmettert: „Sie kann nicht schlafen, / sitzt vor dem Monitor, starrt auf die / Patience, die nicht aufgegangen ist.“ Einige Verse später das Gleiche: Melancholischste Addition, nichts entgeht dem Blick, nichts kommt davon, alles wird zusammengerechnet: „Die Fußnägel - / kahle Schädel kleiner Geier. Ihre Gedanken sind wie Watte. / Regnete es, würde sie sagen ‚Regen‘.“ Das Fazit, der Schlussstrich des Gedichts, der unerbittliche letzte Rahmen einer jeden Biografie fällt dann auch so aus: „Sollte man ihr befehlen das Haus zu verlassen und sie / in eine unbekannte Richtung fortbringen, würde sie keinen Widerstand leisten.“

Die Schärfe der Betrachtung hängt von Nähe ab. - Liest man Grzebalskis Gedichte, glaubt man einmal mehr daran. Greifvogelaugen, die aus einem sanften Schädel schauen. Der Augenblick der Beschreibung fällt in eins mit dem des Zugriffs. Das mag grausam sein, übertrieben klingen, aber Dichtung ist Übertreibung. Das so schön besondere ist, dass sie dabei so spricht wie wir und dennoch leicht entrückt ist. Sie ist uns, im besten Falle, immer voraus, dem Leser wie dem Verfasser.

Wenn ich an gleichem Ort vor einiger Zeit schreiben durfte („Gedichtblindheit“, *FR* vom 29. Juni 2002, Anm. d. Red.), dass es in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur eine tendenziell übersehene, ignorierte, aber vollends spannende und im Vergleich zu den jugendlichen Storytellern keinesfalls auch nur annähernd angemessen gewürdigte Lyrik gibt, die zu großen Teilen von jungen und jüngeren Autoren geschrieben wurde, so stimmt das sicherlich. Man kann dem aber mühelos und ohne Abbruch hinzufügen, dass es offenbar die osteuropäischen Literaturen sind, die junge Stimmen

hervorbringen, die von weltliterarischem Rang zu werden versprechen. Mit dem Slowenen Ales Steger (*Kaschmir*) und eben Mariusz Grzebalski hat der österreichische Verlag Edition Korrespondenzen zwei von ihnen versammelt und in sehr guten Übersetzungen für uns zugänglich gemacht.

Grzebalskis Gedichte sind roh. Manchmal versperren sie die Sicht des Lesers, aber selbst, wo sie das tun, blitzt irgend messerscharf etwas durch, was wir noch nicht gesehen haben. Man darf das strapazieren, diese Dichtung hält dem Stand: Mariusz Grzebalski ist ein großartiger Dichter. Sollte man sein Werk, von dem in polnischer Sprache schon vier Bände erschienen sind und die mit einem Verlegerpreis sowie 1994 mit dem Preis für das beste Debüt ausgezeichnet wurden, sollte man also sein Werk auch zukünftig in Übersetzungen lesen können, wird sich zeigen, ob der Prosaschriftsteller Grzebalski von eben solcher Durchdrungenheit ist. Er selbst war, lässt sich noch nachlesen, zeitweilig als Leiter einer Elektrotechnik-Großhandelsfirma tätig. Ich versuche mir das vorzustellen. Jemand, der auf dem Weg ist, noch die feinsten Splitter eines gerade berstenden Europas in seinen strotzend trotzigem Versgebilden aufzuheben, als Filialleiter einer Art Media-Marktes. Und er sagt ihnen: „Angenehm verletzen diese schmutzigen Bilder unsere Augen.“ Sie zucken zusammen, sie fragen sich, warum er wagt, das zu sagen, wo er sie doch gar nicht kennt. Und sein Gedicht „Ziel“ würde antworten: „Vielleicht nicht verwandt, aber irgendwie miteinander verbunden, / füreinander bestimmt. Doch dann, eines Tages, stieß das lang / und insgeheim gewetzte Messer durch - schwer zu sagen durch was. Und es gab kein Zurück.“ - Das ist nicht unser Schlussbild von diesem Dichter. Denn wir werden mehr von ihm hören. Aber ein Media-Markt, „Ich bin doch nicht blöd!“, das ist ein guter Ort für Zerstreuung.

*Hauke Hückstädt, Frankfurter Rundschau, November 2002*

Der Band „Graffiti“, der in Deutschland und der Schweiz euphorisch rezensiert wurde, ist für den diesjährigen Europäischen Poesiepreis, den die Stadt Münster vergibt, nominiert worden. Der einzige Pole, dem diese hohe Auszeichnung je zuteil wurde, war seinerzeit Zbigniew Herbert. [...] Das Buch wurde mit der allergrößten Sorgfalt hergestellt, Hardcover, matt satiniertes Papier, haptisch ansprechender Umschlag (gelb, daher nennt der Autor sein Kind „österreichischer Kanari“) usw., aber das ist nur das äußere Gewand. Wichtiger ist, dass die Lyrik von Grzebalski der ausgezeichneten jungen Übersetzerin Doreen Daume in die Hände gefallen ist, die mit Feingefühl alle Subtilitäten dieser Dichtung zielsicher ins Deutsche transferiert hat, wodurch sie den oft für Übersetzungen so charakteristischen „Fremdheitseffekt“ vermeiden konnte.

*Zdzislaw Jaskula, Tygiel Kultury*

Wenn jemand in fünfzig Jahren nach diesen Gedichten greift (Wird dann überhaupt noch jemand nach Gedichten „greifen“?), wird er aus ihnen viel über die polnische Wirklichkeit der neunziger Jahre erfahren. Er wird den Wandel der poetischen Sprache sowie die Veränderungen in der allgemeinen Geisteshaltung und Empfindsamkeit beobachten können. Denn Grzebalski ist ein geborener „Reportagenschreiber“. [...] Der Autor von „Graffiti“ ist in der Lage, Veränderungen in der urbanen Landschaft plastisch darzustellen. Er zieht sich, wenn nötig, in den Schatten zurück. Wenn nötig, schiebt er das eigene Erleben in den Vordergrund. Und gerade diese Mischung aus persönlicher Wahrnehmung der Welt und seinen quasi-objektiven Gefühlen fasziniert an diesen Gedichten am meisten. [...] Der Übergang vom Porträt zur Skizze, von der urbanen Landschaft zur Aufzeichnung eines surrealen Traums ist bei ihm fließend. Er lädt zu einer außergewöhnlichen Themenreise ein.

*Piotr Kepinski*

